

Autor/-in: Tholl, Egbert [*ETII/20125]
Seite: 072 bis 073
Ressort: MAGAZIN
Mediengattung: Zeitschrift/Magazin

Jahrgang: 2024
Nummer: 7
Auflage: 10.000 (gedruckt) ¹

¹ Verlag 12/2023

Klang der Heimat

Installativ, performativ, ernst: nicht nur Krimskrums bei der Münchener Biennale

Als Daniel Ott und Manos Tsangaris 2016 die «Münchener Biennale für neues Musiktheater» übernahmen, gab es erst einmal ein großes Aufatmen. Nicht dass Peter Ruzicka, der unmittelbare Vorgänger, keine erfolgreiche Arbeit geleistet hätte. In seiner Ära brachte die Biennale einige Werke zur Uraufführung, die tatsächlich das leisteten, wonach Ruzicka stets suchte: die Erweiterung des Repertoires, eine Oper des 21. Jahrhunderts. Schon Biennale-Gründer Hans Werner Henze hatte Uraufführungen präsentiert, die sich bald als repertoirefähig herausstellten. Ruzicka setzte das fort, ein bisschen borniert zuweilen, ein bisschen sehr ernst, aber mit zahlreichen Treffern. Dann kamen Ott und Tsangaris, und alles wurde offen und leicht. Man begab sich an den Starnberger See oder in Gewächshäuser, in Privatwohnungen und teils auch an die angestammten Spielorte der Biennale, man traf auf oft wundersame, installative, performative, lustige Arbeiten. Der Werkbegriff wurde – nicht völlig, aber doch ziemlich profund – aufgelöst in ein Erleben im Moment. Zwei Ausgaben lang war das fabelhaft, dann kam Corona. Die Biennale 2020 musste auf ein Jahr gestreckt werden. Und nun? Man kann konstatieren, dass von der Ära Ott/Tsangaris – die diesjährige Ausgabe der Biennale ist deren letzte – viel Kluges und Schönes bleiben wird und dass die institutionalisierten Opernhäuser Einiges lernen könnten von der Offenheit der hier gezeigten Arbeiten. Ansätze, die Hermetik der großen Häuser aufzubrechen, bekommt man jedenfalls genug geliefert. Aber genauso entwickelt der Besucher – kommen die offenen, experimentellen, immersiven oder sonstwie unkonventionellen Formate so geballt daher – eine große Sehnsucht nach Operaufführungen, von denen man

gesichert sagen kann, wo oben und unten, wo Anfang und Ende ist. Und nach solchen, die einen fassbaren Inhalt transportieren.

Gleich zu Beginn des diesjährigen Festivals präsentieren Kai Kobayashi (Musik), Simone Aughterlony (Regie, Bühne, Kostüm) und Joseph Wegmann (Video, Licht, Bühne) mit «Shall I Build a Dam?» eine wundervoll anzusehende Rauminstallation mit Eisblöcken und einem imposanten Schlauchgeflecht, zwischen dem zwei Sängerinnen, Noa Frenkel und Chiara Annabelle Feldmann, und die Mitglieder des Ensemble KNM Berlin herumwuseln, auf präparierten Instrumenten ein bisschen Musik machen, von jeder Semantik befreite Laute von sich geben, manchmal auch etwas sagen, was allerdings nicht den geringsten Sinn ergibt. Irgendwie geht es um Wasser, also Ökologie und «Hydro-Feminismus», so genau weiß man das nicht. Aber: Es schaut gut aus. Und die Hälfte der Zeit folgt man dem auch neugierig, lauernd auf etwas, das aber nie kommt.

Immer wieder ist man bei der diesjährigen Biennale verblüfft, dass nach einem Inhalt erst gesucht werden muss, oder – wenn es ihn gibt – dass sich die Produktionen kaum um dessen Vermittlung scheren. Vier der Uraufführungen sind mit Stadt- oder Staatstheatern koproduziert: oben erwähnte Eis-Wasser-Installation mit der Deutschen Oper Berlin, «Defekt» von Mithatcan Öcal mit dem Staatstheater Kassel, «Searching for Zenobia» mit dem Staatstheater Braunschweig und «Wie geht's, wie steht's» mit dem Theater Basel – eine Aufführung, die man sich im riesigen Foyer des Baseler Hauses gut vorstellen kann. Es handelt sich um einen vierstündigen Erlebnisparcours zwischen Märchen, Musik zum Anfassen, soziokulturell wertvollem Krimskrums, Ballspielen

und tatsächlich ein wenig Musik.

«Zenobia» indes, wofür Lucia Ronchetti die Musik und Mohammad Al Attar das Libretto schrieben, scheint kurz vor Ende des Festivals das einzige Werk zu sein, dem man außerhalb der Biennale ein Weiterleben wünscht, ja es für notwendig hält. Es geht um Flucht und Vertreibung. Die Archäologin Zeina arbeitete in Palmyra, der legendären Wüstenstadt, forschte zum Leben von Zenobia, einst eine berühmte Königin, die den Römern zu mächtig wurde. Dass Zenobia in Syrien ein Topos ist, ihr Abbild es sogar bis auf die Währung des Landes schaffte, verschweigt die Aufführung. Hier ist sie einfach eine antike Herrscherin.

2015 kam der Islamische Staat (IS) nach Palmyra, zerstörte Teile des Welterbes. Zeinas Mann fiel zuvor schon Assads-Folterregime zum Opfer, Zeina floh mit ihrer Tochter. Im Exil erkundet Leyla rückblickend das Leben der Mutter, dabei ist die Schauspielerin Naima Laube erst Leyla, dann Zeina. Und schon ist da Klang, ein Echo, sechs Frauenstimmen aus dem Chor des koproduzierenden Staatstheaters Braunschweig singen, dazu spielt ein Streichensemble. Zarte Schichten von Klang legen sich übereinander wie schwebende Sedimente.

Dann treffen die Frauen unmittelbar aufeinander: Zenobia, gesungen von der Mezzosopranistin Milda Tubelytė, beharrt trotzig darauf, ihren Thron gegen die Römer zu verteidigen und legt Beinschiene und Brustpanzer an. Beide Frauen haben an diesem Abend viel zu erzählen. Hochvirtuos, arios die eine, ebenfalls voller Emotionen die andere. Das eine Leben spiegelt sich im anderen, eine Dritte tritt hinzu, die fantastische Sängerin Mais Harb. Sie singt autonom wundervolle, arabische Vokalisieren, singt, was man nicht weiß, später

aber im Programmzettel nachliest, von Schmerz, Exil, von der Erinnerung an Familie und Heimat. Es ist auch eine Reflexion ihrer eigenen Geschichte. Ronchettis Musik hat kein arabisches Kolorit, sie flicht indes umgearbeitete Teile aus Tomaso Albinonis «Zenobia»-Oper ein. Und der Klang der Heimat, die hier alle verlieren, ist ja da, in Harbs Stimme und in Gestalt des Perkussioni-

sten Elias Aboud. Sorgsam baut die Dirigentin Susanne Blumenthal die Schichten, die einzelnen Partikel, die Klangräume zusammen. Vieles an «Searching for Zenobia» ist meisterhaft, die Umsetzung des Stücks in der Münchner Muffathalle hilft dem Werk allerdings kaum. Zu wenig wird übertitelt, Vieles bleibt im Vagen, bildet ein Raunen.

«Zenobia» wird bleiben von dieser Biennale. Nicht bleiben werden inszenierte Autofahrten durch die Stadt, VR-Experimente über Hühner und eine nimmersatte Weltbevölkerung oder eine Zukunftskonferenz auf dem Platz vor dem Nationaltheater. Den Moment kann man gut damit verbringen. Mehr aber auch nicht. Egbert Tholl

Abbildung:

Was sagt mir die Vergangenheit? Milda Tubelyté in «Searching for Zenobia» von Lucia Ronchetti © Judith Buss

Wörter:

906

Urheberinformation:

(c) dfv Mediengruppe